

60)

(Nachdruck verboten.)

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwiga Thoma.

„Es gibt Leut' g'nua, de auf Deiner Seit'n san.“
„Dös müassens recht hoamli sei, i spann' nix dabo.“
„Du gehst ja nirgends hi und hörst d' Leut' net red'n.“
„Is scho recht. Und was willst denn? Wann i wirkli den Brocken abi g'schluckt hätt', nacha gibt ma ja der Pfaff an neuen z' fressen!“
„Dös vo heunt werd no guat. Dös braucht di net z' kümmern.“
„Net, moanst? Daß er sie dös überhaupt traut hat? Daß er mir zoagt, er derf sie d' Stiefeln an mir o'puhen? Aba paß auf! Lang' treibt er dös nimmal Und jetzt geh'n i ins Bett. Guat Nacht!“
„Du hoscht ja no gar nix g'essen!“ sagte die Schullerin.
„I mag nix mehr.“
Er ging und zog die Türe hinter sich zu.
Die Bäuerin seufzte.
„Er is wieder ganz aus'n Häusel.“
Der Haberschnaider schaute schweigend vor sich hin.
Nach einer Weile stand er auf und sagte:
„Dös is amal g'wis, daß er an Vormunder net macha derf. Wann er da Verhandlunga hätt' mit'n Pfarra, und danach mit'n Hierangl. dös waar it guat. Da kunnt was passier'n.“
„Jessa Marand Josefl I kimm nimmer aus der Angst.“
„Jetzt red'st mit eahm nix mehr d'rüber, und an Vormunder ma' i. I bin älter bei dera Sach' und fo's eh'nder richten.“
„Da tuast ma'r an großen G'fallen.“
„Dös sell g'schiecht gern. Morg'n schaug i wieder her zu Dir, und für heunt Guat Nacht, Bäurin!“
„Guat Nacht und schön' Dank!“
Als die Schullerin allein war, setzte sie sich neben den Gerd und schaute in die Glut.
Warum das alles über sie kam?
Jetzt ging die Kümmernis nicht mehr aus, als wenn es ihr so aufgesetzt wär'. Sie wollte nicht viel vom Leben. Von Kind auf und war es nur Arbeit, und erst recht wieder Arbeit, wie sie Schullerin wurde und ihrem Bauern das Haus in Ordnung hielt. Sie hatte nicht lauter Schönes gehabt und die Hände nicht oft in den Schoß gelegt. Aber so war sie zufrieden damit, und so war es ihr recht.
Es waren Sorgen, die sich jedes gefallen läßt.
Aber das, was jetzt über sie kam, schenkte den Frieden aus dem Hause und nahm ihr den Mut zur Arbeit.
Eine weinende Kinderstimme lönte von oben herunter. Erst leise, dann immer stärker. Da war niemand bei der Ursula, der das Kind zur Ruhe bringen konntel!
Die Schullerin seufzte noch einmal, und dann ging sie müde und schwerfällig die Stiege hinauf.
17. Kapitel.
Als Sylvester in Rusbach ausstieg und mit langsamen Schritten den Bahnhof verließ, sagte er sich die Rede vor, welche er seit Monaten ausgedacht hatte. Sie sollte die Kraft haben, die alte Veronika Mang von ihren Wünschen abzubringen. Darum war sie sehr lang, hatte eine schöne Einleitung und einen guten Schluß und war auch mit Beispielen and Beweisen ausgestattet.
Sylvester hegte oft Vertrauen zu den wohlgefügtten Sägen, und ebenso oft verzweifelte er an ihnen.
„Ich habe Dir eigentlich schreiben wollen, aber ich meinte, es läßt sich besser mündlich sagen. Ich habe einen Entschluß gefaßt, der für mein Leben entscheidend ist, und Du mußt das Vertrauen zu mir haben, daß ich ihn gut überlegt habe.“
Wenn er so anfing, was würde die Mutter tun? Wahrscheinlich erschrecken über den feierlichen Ton und schon nach den ersten Worten den Kopf verlieren und nichts von dem verstehen, was später käme.
Oder wenn er ihre Hand in der seinigen hielt und sagte:
„Gelt, Mutter, ich war Dir alleweil ein sorgsamer Sohn, und Du weißt, daß ich Dir dankbar bin, und daran mußt Du denken, wann ich Dir etwas anstoße.“

Dann würde sie hastig sagen: Ja, ja, und um Gottes willen, ist dir was geschehen?

Und aus allen Worten und Beweisen würde sie nur das eine heraushören, daß ihre geträumte Welt der Herrlichkeiten versinke.

„Aber, wenn nur der Anfang gemacht war!“ dachte Sylvester. Ihre Vorwürfe wollte er gern hinnehmen, und er würde sie überzeugen, daß sein Glück nicht ihr Unglück machen könne.

So ging er in Gedanken verloren über den Rusbacher Marktplatz zum Sternbräu. Er bat den Hausknecht, daß er ihm den Koffer an der Bahn abhole und mit einer Gelegenheit nach Erlbach schicke.

„Is scho recht,“ sagte der Martin. „Woll'n Sie ned nausfahren? Der Haberschnaider is herin; der hätt' g'wis an Platz.“

„Dank' schön; ich geh' lieber bei dem Wetter.“ Sylvester küstete den Hut und schritt in den schönen Tag hinein. Er sah nicht rechts und nicht links und nicht auf die Stelle, wo Jakobos Brantl stand.

Der sah ihm mit finsterner Miene nach.

„Aha! Grüßt mich auch nimmer!“ sagte er. „No, von mir aus!“

Und doch tat es ihm leid, daß dieser Jüngling achtlos an ihm vorüberging.

Denn er hatte eine freundschaftliche Neigung zu ihm gefaßt. Vor Jahren, als der Gymnasiast Mang in seine Werkstatt kam und sich das Maß zu einem Paar Stiefel nehmen ließ.

Damals hatte er zum Erstaunen des Lehrlings lateinische Worte mit ihm gewechselt. Er fragte ihn nach der *altitudo*, wie hoch er die Schäfte haben wolle und nach der *latitudo*, wie breit die Absätze sein sollten.

Als er merkte, daß der junge Mensch über so viel Gelehrsamkeit staunte, sagte er: „Ego eram discipulus.“ Auch ich war ein Schüler.

Und er zeigte ihm die erste Seite des Maßbuchs, worauf mit griechischen Buchstaben sein Name und Beruf geschrieben stand.

Wenn es schön ist, in den Augen eines anderen zu lesen: „Du bist verkannt und gehörst an einen besseren Platz,“ so genoß damals Brantl diese bitter-süße Freude und er hielt sie fest bis zum Schlusse.

Bis Sylvester mit einer höflichen Verbeugung die Türe öffnete und er ihm nachrief: „Vale, amice!“

Leben Sie wohl, mein Freund!

Seit jenem Tage blieb Brantl dem Erlbacher Gymnasiasten ein wohlgeneigter Gönner. Wenn dieser in die Ferien ging oder aus den Ferien kam, führte ihn sein Weg durch Rusbach, und da niemand durch Rusbach gelangte, ohne dem gelehrten Schuhmacher zu begegnen, so hatte Brantl oft Gelegenheit, Sylvester nach dem Stande der Wissenschaft zu fragen.

Und jetzt ging dieser junge Mensch ohne Gruß vorbei und tat, als hätte er sich niemals treffliche Ratsschläge von ihm erholt.

Natürlich, weil er Geistlicher wurde und den Saß teilte, mit dem alle Aleriker dem Rusbacher Volksmann heim suchten.

„Aber mir is wurscht!“ sagte Brantl.

Er steckte die Hände in die Hosentaschen und schaute über den Marktplatz.

Aus dem Amtsgerichte kamen Leute; eislche Burschen, die sich lärmend unterhielten.

Einer sagte: „Dem Weibsbild hon i's hing'jagt. De hat g'jaugt! De hat g'moant, es braucht nix, wie Hag'n.“

Es war der Hierangl Haber mit seinen Freunden. Brantl achtete nicht auf ihn; er sah einen Bekannten den Haberschnaider von Erlbach.

Der kam auch aus dem Amtsgerichte, und neben ihm ging ein junges Frauenzimmer

Brantl grüßte.

„Du, hast net Zeit? I hab' was z' reden mit Dir.“

Der Haberschnaider sagte zu dem Mädchen:

„Gehst zu'n Sternbräu eini, Ursula; i kimm glei nach.“

Und dann fragte er den Schuster:

„Was willst?“
 „Was ist denn mit Eurer Markgenossenschaft? Sammle neue Leute eingeschrieben?“
 „Net, daß i woacht. Jetzt is koa Zeit für so was. Hat jeder z' viel Arbeit.“
 „Ja no, i hab' aa Arbeit! Und da Schuller? Is er no net dabei?“
 „Na, mit dem is jetzt nix z' macha.“
 „Er is do von de Bündler zum Bürgermoasta g'wählt wor'n!“
 „Dös is er nimmer. Du woacht, was da geb'n hat.“
 „Warum hat er die Sach net der Presse übergeben?“
 „So was hängt koana an de groß' Gloden.“
 „Das is eben. Ueberhaupt is die Stimmung zu lau. Hast mein' Artikel g'lesen?“
 „Welchan?“
 „Ueber die politische Gleichgültigkeit des Bauernstandes. Daß darin die ganze Macht des Merus liegt.“
 „Dös hab' i net g'lesen. I lei' jetzt koa Zeitung. Für dös is der Winter do.“
 „Mit solchene Ansichten soll ma was ausrichten!“
 (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

40.

Am anderen Tage erwachte Olenin früher als sonst, und im ersten Augenblicke des Erwachens fiel ihm ein, was ihm bevorstehe; und er gedachte mit Freuden ihrer Küsse, des Drucks ihrer rauhen Hände und ihrer Worte „was für weiche Hände du hast“. Er sprang auf und wollte sogleich zu den Wirtsleuten gehen und um Marianas Hand anhalten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und es schien Olenin, als sei auf der Straße eine ungewöhnliche Erregung: die Leute gingen hin und her, ritten und sprachen miteinander. Er warf seinen Fischerkessentod um und eilte auf die Straße hinaus. Die Wirtsleute waren noch nicht aufgestanden. Fünf Mann Kosaken kamen zu Pferde heran und sprachen erregt miteinander. Allen voran ritt auf seinem breiten Kabardinerzoh Lufaschka. Die Kosaken sprachen und schrien wie durcheinander. Man konnte nichts deutlich verstehen.

Reite zum oberen Posten, rief der eine.
 Sattle und reite schnell nach, sagte ein anderer.
 Durch dieses Tor ist es näher.
 Schwacht nicht, rief Lufaschka, durch das mittlere Tor müssen wir reiten.

Von da ist es am nächsten, sagte einer von den Kosaken, der staubbedeckt auf seinem schweißigen Pferde saß. Lufaschka Gesicht war rot und von dem Gelage des gestrigen Tages aufgedunsen; die Mühe sah ihm im Nacken. Er schrie befehlshaberisch, als wäre er der Vorgesetzte.

Was gibt's, wohin? fragte Olenin, der nur mit Mühe die Aufmerksamkeit der Kosaken auf sich lenken konnte.

Abreken wollen wir fangen. Sie haben sich in den Dünen festgesetzt. Wir reiten sogleich; aber wir sind zu wenig.

Und die Kosaken ritten weiter die Straße entlang und hörten nicht auf zu schreien und Hilfstrophen zu sammeln. Olenin ging der Gedanke durch den Kopf, daß es nicht schön sein würde, wenn er nicht mitritze; er dachte überdies früh heimzukehren, Kleidete sich an, lud seine Klinte mit Kugeln, bestieg das Pferd, das Wanzuscha in der Eile gefastelt hatte, und holte die Kosaken ein, gerade als sie aus dem Standort hinausritten. Die Kosaken waren schnell mitgebracht. Jetzt standen sie im Kreise da, gossen Rost aus einem mitgebrachten Fäßchen in eine hölzerne Tschapura, reichten sie einander zu und tranken auf einen glücklichen Feldzug. Unter ihnen war auch ein junger gedebnhafter Fährnich, der sich zufällig im Dorfe befand und den Oberbefehl über die versammelten Kosaken übernommen hatte. Die Kosaken waren alle Gemeine, und obgleich sich der Fährnich den Anschein eines Befehlshabers gab, gehorchten doch alle nur Lufaschka. Olenin schenkte die Kosaken gar keine Aufmerksamkeit. Als alle die Pferde bestiegen hatten und abritten und Olenin zu dem Fährnich hinritt und ihn ausfragte, was denn vorgehe, behandelte ihn der Fährnich, der sonst ein liebenswürdiger Mensch war, im Vollgefühl seiner Bedeutung von oben herab. Mit Mühe nur konnte Olenin aus ihm herausbringen, was vorgehe. Die Kundschaft, welche ausgezogen war, um nach den Abreken zu suchen, war, acht Werst vom Dorfe entfernt, in den Dünen auf mehrere Bergbewohner gestoßen. Die Abreken saßen in einer Grube, schossen und drohten, sie würden nicht lebendig vom Plake weichen. Der Unteroffizier, der mit zwei Kosaken auf Kundschaft ausgezogen war, war selbst als Waage zurückgeblieben und hatte einen Kosaken ins Dorf geschickt, um Hilfe herbeizuholen.

Die Sonne stieg eben am Himmel empor. Auf drei Werst rings um den Standort zog sich die Steppe hin, sah man nichts als die einförmige, traurige, dürre Ebene mit den Spuren des Viehs im Sande, mit dem wellen Gras, dem niedrigen Schilf

in den Vertiefungen, mit leeren, kaum gebahnten Fußwegen und den nogaischen Weideplätzen, die weithin am Horizont sichtbar wurden. Ueberall überraschte der Mangel an Schatten und der herbe Charakter der Gegend das Auge. Die Sonne geht in der Steppe immer rot auf und unter. Weht ein Wind, so trägt er ganze Berge Sandes von Ort zu Ort. Wenn es still ist, wie es an diesem Morgen war, dann herrscht eine Stille, von keiner Bewegung, keinem Laut unterbrochen. An diesem Morgen war es still und trübe in der Steppe, obgleich die Sonne aufgegangen war; es herrschte eine besondere Oede und Weichheit. Kein Lüftchen regte sich; man hörte nur die Tritte und das Schnauben der Pferde, und auch diese Laute hallten schwach wieder und erstarben sofort. Die Kosaken ritten meist schweigend. Die Waffe trägt der Kosak immer so fest an sich, daß sie nicht klirrt und nicht klappert. Eine klirrende Waffe ist für den Kosaken die größte Schande. Zwei Kosaken aus dem Dorf holten sie auf dem Wege ein und wechselten mit ihnen zwei, drei Worte. Lufaschka Pferd strauchelte, verwickelte sich im Gras, dann beschleunigte es seine Schritte. Das gilt den Kosaken für ein schlimmes Vorzeichen. Die Kosaken sahen sich um und wandten sich eilig wieder zurück, bemüht, diesem Umstand keine Aufmerksamkeit zu schenken, der im Augenblicke eine besondere Bedeutung hatte. Lufaschka sagte die Zügel fest, runzelte finster die Stirn, biß die Zähne zusammen und schwang die Peitsche über dem Kopf. Der edle Kabardiner trippelte plötzlich mit allen vier Füßen; denn er wußte nicht, auf welchen Fuß er treten sollte. Er machte eine Bewegung, als wollte er auf Flügeln emporsteigen. Lufaschka aber traf ihn einmal mit der Peitsche über die wohlgenährten Flanken, dann ein zweites und drittes Mal. Da hob sich der Kabardiner, mit den Fähen knirschend und mit dem Schweife schlagend, schnaubend auf den Hinterbeinen und lief einige Schritte der Gruppe der Kosaken voraus.

Ein prächtiges Roß, sagte der Fährnich.
 Ein prächtiges Roß, nicht Pferd — das bedeutet ein besonderes Lob für das Pferd.
 Ein Löwe von einem Pferd, bekräftigte einer der alten Kosaken.

Die Kosaken ritten schweigend weiter, bald im Schritt, bald im Trab, und nur dieses eine Ereignis hatte auf einen Augenblick die Stille und die Feierlichkeit ihres Zuges unterbrochen.

In der ganzen Steppe auf acht Werst waren sie, außer einem nogaischen Wagen, der auf einem zweirädrigen Karren ruhte und sich, auf eine Werst von ihnen entfernt, träge fortbewegte, keinem lebendigen Wesen begegnet. Es war ein Kogai, der mit seiner Familie von einem Weideplatz auf den anderen überfiel. Dann trafen sie noch in einem Hohlwege zwei zerlumpte kräftige Kogaiweiber, die, mit den Händen auf dem Rücken, den Dünger des Viehes, das durch die Steppe kam, zu Brennmaterial sammelten. Der Fährnich, der schlecht kalmüdisch sprach, wollte die Kogaiweiber ausfragen; aber sie verstanden ihn nicht und warfen einander ängstliche Blicke zu.

Lufaschka ritt heran, hielt sein Roß an und rief ihnen lech den gewöhnlichen Gruß zu; die Kogaiweiber waren sichtlich erfreut und sprachen mit ihm ohne Scheu, wie mit ihrem Stammesbruder.

Hi-ai, kop abrek, sagten sie klagend und wiesen mit der Hand nach der Richtung, in welcher die Kosaken ritten. Olenin hatte verstanden, was sie sagten: „Viele Abreken sind da.“

Olenin, der ähnliche Unternehmungen nie mitgemacht und nur aus den Erzählungen Onkel Jeroschka eine Vorstellung von ihnen hatte, wollte nicht hinter den Kosaken zurückbleiben und alles mit ansehen. Er hatte seine Freude an den Kosaken, sah und hörte alles mit an und machte seine Beobachtungen. Obgleich er seinen Säbel und seine geladene Klinte mitgenommen hatte, war er doch entschlossen, am Zuge nicht teilzunehmen, weil er bemerkt hatte, daß die Kosaken sich von ihm fernhielten; er konnte das um so eher, als er nach seiner Meinung seine Tapferkeit im Feldzuge bewiesen hatte und vor allem, weil er jetzt sehr glücklich war.

Plötzlich hörte man einen Schuß in der Ferne.

Der Fährnich wurde erregt und gab seine Anordnungen, wie die Kosaken sich verteilen und von welcher Seite sie anrücken sollten. Die Kosaken aber schenkten offenbar diesen Anordnungen nicht die geringste Aufmerksamkeit. Sie hörten nur auf das, was Lufaschka sagte, und sahen nur auf ihn. In Lufaschkas Zügen und Gestalt lag Ruhe und Feierlichkeit. Er führte seinen Kabardiner voran, die anderen Pferde konnten ihm kaum folgen, und er blidte, mit den Augen zwinkernd, immer vorwärts.

Da kommt ein Reiter, sagte er, hielt sein Roß an und brachte es in eine Reihe mit den anderen.

Olenin schidte spähend seine Augen aus, aber er sah nichts. Die Kosaken unterschieden bald zwei Reiter und ritten im Schritt gerade auf sie zu.

Sind das Abreken? fragte Olenin.

Die Kosaken antworteten nicht auf die Frage, die in ihren Augen unsinnig war. Die Abreken hätten Karren sein müssen, wenn sie mit Pferden auf diese Seite des Flusses gekommen wären.

Da winkt uns Vater Rostja, sagte Lufaschka und zeigte auf die beiden Reiter, die jetzt deutlich sichtbar waren. Er kommt auf uns zugeritten.

Wirklich stellte sich nach wenigen Minuten deutlich heraus, daß die Reiter die kosakischen Kundschaftler waren, und bald kam auch der Unteroffizier zu Lufaschka herangeritten.

(Fortsetzung folgt.)

87)

John Milton.

Von Ernst Krewski.

II.

Es ist nun merkwürdig zu beobachten, wie dem Publizisten, Pamphletisten und Polemiker die Flügel wachsen. Was Milton in sich trägt an geistiger und ethischer Kraft: all sein wissenschaftliches Rüstzeug, seine glänzende Sprachkunst, welche von prophetischer Wucht und poetischem Schwunge gehoben wird, von einem starken, unbeugbaren Charakter zeugt, führt er ins Treffen. Man kann diese seine Kampf- und Verteidigungsschriften strenggenommen in zwei Gruppen teilen: in kirchenpolitische und in staatspolitische. Die zur ersten Kategorie gehörenden sind teils eine Rechtfertigung der auf Toleranz und Freiheit zu gründenden Religion, teils eine scharfe Abfertigung des kirchlichen Regiments und seiner rüchigen Repräsentanten, nämlich der Prälaten, Bischöfe usw. Milton führt den Nachweis, daß eine geistliche Obrigkeit weder apokalyptischen Ursprungs sei, noch die Befugnis oder Qualifikation zu weltlich-politischer Herrschaft besitze. Die Geistlichkeit solle lediglich nach innen zu wirken bestrebt sein. Ebenso wenig wie sie in staatspolitische Angelegenheiten sich mischen dürfe, sei es aber auch Aufgabe des Staates, das sittliche oder seelische Heil seiner Bürger durch Gesetze und Verordnungen zu regeln; er dürfe sich niemals so weit herablassen, die Geschäfte des Klerus zu betreiben, gewissermaßen des Teufels Zutreiber zu sein. . . . Nun, man sehe einmal zu, wie es um diese Dinge heute in dem „Kulturstaate“ Preußen bestellt ist — und man wird un schwer zu der Meinung kommen, daß unsere Orthodoxen und Reaktionären jene kirchenpolitischen Kampfschriften Miltons recht wohl mit Nutzen lesen sollten, um sich ihre gründlichen Rasenstüber zu holen!

Inbessen liegt der Hauptwert doch auf Miltons staatspolitischen Abhandlungen. Dahin sind zu rechnen: „Areopagica“, eine Rede für die Freiheit der Presse“ und: „Das Lebensbesitztum der Könige und Obrigkeiten“, beide noch vor Errichtung der Republik veröffentlicht; dann zwei Verteidigungen des englischen Volkes in bezug auf Karls I. Verurteilung; ferner „Catonklastes“ (Wilderstürmer) und: „Der gerade und leichte Weg zur Herstellung einer freien Republik“, die zwischen 1651 bis 1660 entstanden sind.

Knapp drei Monate nach Karls Hinrichtung wurde Milton in den Dienst der Republik berufen: er fungierte als deren lateinischer Sekretär neben Cromwell, dem Protektor der Präsidenten. Der Dichter hatte schon mehrere Jahre zuvor durch vier Traktate über seine Ehescheidung, insbesondere aber durch die freimütige Rede gegen die Zensur viel Aufmerksamkeit erregt. Dort polemisierte er scharf gegen das päpstliche beziehungsweise geistlicherseits aufgezwungene Joch der Ehe, die kein göttliches Institut sei, sondern nur ein Vertrag, den zwei Menschen: Mann und Weib, miteinander geschlossen. Wenn nun dieser Kontrakt von der einen oder von der anderen Seite nicht erfüllt werde, d. h. also, wenn Liebe und Einträchtigkeit fehlen oder unwiederbringlich verloren gegangen wären, so sei es ein Gebot der Moral, die Ehescheidung nicht nur nicht unmöglich zu machen, sondern sie zu erleichtern.

„Areopagica“, die zweite Kampfschrift, darf wohl auch noch heute als das bedeutendste gelten, was jemals für die Freiheit des geschriebenen Wortes aus eines Schriftstellers Feder floß. Nachdem Milton einen geschichtlichen Rückblick auf die Entstehung der Zensur geworfen, nachdem er eine philosophische Grundlage für das berechnete Dasein von Geistesprodukten jeder Art gewonnen, und nachdem er endlich schlagend bewiesen hat, daß die Maßregel ihren Zweck verfehlt, den beabsichtigten Nutzen gar nicht mit sich führen könne, blieb dem Verfasser bloß noch der weitere Nachweis des positiven Schadens, den sie im Gefolge habe, übrig. Gleich zu Anfang der an das „Parlament von England“ unter Umgehung der Zensur gerichteten Schrift stehen einige lähn hingeworfene epigrammatische Sätze, die wir hier festhalten wollen:

„Bücher sind nicht unbedingt tote Dinge, sondern enthalten eine Nachkommenschaft von Leben in sich, die ebenso tätig sein wird als die Seele, deren Nachkommenschaft sie sind; ja, sie bewahren wie in einer Phiole die reinste Wirklichkeit und den reinsten Extrakt des lebenden Geistes, der sie hervorbrachte. Ich weiß, daß sie so lebendig und kraftvoll produktiv sind wie die sabelhaften Drachenzähne, und daß aus ihnen, wenn sie ausgeiät sind, möglicherweise bewaffnete Männer hervortreten können. Und doch ist es andererseits, wenn nicht Vorsicht angewendet wird, fast eben dasselbe, einen Menschen oder ein gutes Buch zu töten. . . . Derjenige, der ein gutes Buch vernichtet, tötet die Vernunft selbst, tötet Gottes Ebenbild sozusagen im Keime. . . . Wir sollten daher vorsichtig sein, welche Verfolgung wir gegen die lebendigen Arbeiten gemeinnütziger Männer erheben, wie wir das gereifte, in Büchern aufbewahrte und aufgehäufte Leben eines Menschen zerstören, da wir sehen, daß auf diese Weise eine Art Mord begangen, zuweilen ein Martyrium herbeigeführt werden kann, und wenn es auf die ganze Auflage ausgebehrt wird, eine Art von Gemetzel, dessen Ausführung nicht mit dem Erkalten eines elementaren Lebens endet, sondern die ätherische und feinste Essenz, den Atem der Vernunft selbst trifft und eine Unsterblichkeit eher als ein Leben erschlägt!“

Sodann kommt Milton auf die moralische Seite der Zensur.

eines aus der Inquisition angebrochenen Projekts, zu sprechen. Die Zensur entwürdigt den Schriftsteller, den Gelehrten zu einem „Schuljungen“. Sie entwürdigt die Wissenschaft selbst, welche der Freiheit als Lebensluft bedarf. Sie entwürdigt „die ganze Nation“, die sich ein Armutzeugnis ausstellen lassen und dulden muß, daß man aus der ganzen Wissenschaft im Lande ein „zum Abstempeln aufgestapeltes Warenlager mache“, und sie entwürdigt endlich die Zensoren selbst — ganz davon abgesehen, daß sich schwerlich Männer von wahrhaft universeller Geistesbildung finden ließen, die dies Amt ihrer würdig erachteten. In Summa verlangt Milton, selbst wo die Frage der Zensur außer dem Spiele bleibt, völlige Freiheit für den schriftstellerischen Verus. „Gebt mir — ruft er — die Freiheit, zu erlernen, zu sprechen und meine ehrliche Ueberzeugung geltend zu machen vor allen übrigen Freiheiten!“

Keuherst fruchtbar Gedanken hat Milton in seinen spezifisch staatspolitischen Abhandlungen niedergelegt. Die durch das Parlament im Namen und Willen des englischen Volkes vollführte Verurteilung Karls I. gab Milton Veranlassung zu seiner ersten und zweiten Verteidigung der Ration. Er untersucht hier, was er schon teilweise in vorhergehenden Abhandlungen, hauptsächlich in dem Pamphlet über „das Lebensbesitztum der Könige und Obrigkeiten“, getan, den Ursprung und die staatliche Stellung des Königtums.

„Heutzutage behaupten die Monarchen beständig in ihren Titeln, Könige von Gottes Gnaden zu sein. Aber wie viele von ihnen behaupten dies nur zu dem Zwecke, um ohne Einschränkung regieren zu können! Denn in welcher Absicht ist die Gnade Gottes im Titel der Könige erwähnt, als um keinen Höheren anzuerkennen? . . . Es ist also ein reiner Betrug, wenn sie sich rühmen, durch Gottes Gnade zu regieren.“

Ferner: „Das zu sagen, wie das üblich ist, der König hat ein ebenso gutes Recht zu seiner Krone und Würde, wie irgend jemand zu seiner Erbschaft, heißt die Untertanen zu nichts Besserem zu machen, als zu des Königs Sklaven, zu seinem Vieh oder zu seinem Besitztum, das verkauft und verraten werden darf“. . . . Der Monarch ist nichts weiter als der „Diener des Staates“. Er hat daher dem Volke Rechenschaft von seinen Handlungen zu geben.

Hierauf bestimmt Milton das Verhältnis von König und Parlament. Gerade diese Erörterungen werfen auf die jüngst im deutschen Reichstag aufgeworfenen Debatten grelle Schlaglichter. Vom Parlament als solchem hat Milton eine unendlich höhere Meinung als die „Blodparteien“ bisher gezeigt haben. Er sagt: Die Parlamente sind der monarchischen Gewalt „hinzugefügt“ als ein „Jaum für die Könige“. . . . (Jahre der Parlamente) Macht ist ihnen vom Volke zum allgemeinen Besten anvertraut worden“. Sie verkörpern den Willen der Nation. Daher folgt: „Wo der Sitz des Parlaments ist, da ist auch untrennbar der Sitz des Königs“. Das Parlament kann unmöglich vom königlichen Veto abhängig sein, am wenigsten kann dies Veto auf geistlicher Grundlage ruhen. Milton bezeichnet es treffend als „ein abgekauft und vernunftwidriges Herkommen, eine Erfindung der Schmeichelkunst und der Usurpation. Ein Parlament wäre lächerlich, welches erst Gesetze ansarbeiten sollte, um sie dann stückweise der Vernunft, dem Gewissen, der Laune, der Leidenschaft, der Parteilichkeit, dem Eigensinn eines Mannes abzuhandeln“. Das Recht der belästigten Verurteilung auf Auflösung des Parlaments gehöre nicht zur königlichen „Prärogative“, sondern war ein bloßer Ausfluß des öffentlichen „Vertrauens“. Ohne die Möglichkeit, zusammenzutreten, „so oft es die Not erfordert“, wie die Möglichkeit, zusammenzubleiben, „bis die dringenden Geschäfte vollständig erledigt sind“, würden die Parlamente „bald zu einem bloßen Gegenstande des Spottes werden“.

Und nun kommen wir zu einer gegenwärtig „brennenden“ Frage; es handelt sich um das Recht der Militia: ob es der Krone eigne oder nicht eigne. Alle Redner des „Bülow-Blods“ haben erst, wie ja die Reichstagsdebatten in der vorigen Woche zeigten, einstimmig das vorgenannte Recht dem Kaiser zugeworfen — ganz im Gegensatz zu den von der sozialdemokratischen Fraktion eingebrachten Anträgen! Nun, wir konstatieren, daß wir uns in der Gesellschaft John Miltons befinden. Er sagt: „Nur mit Zustimmung des Parlaments“ kann über die Streitkräfte des Landes verfügt werden! „Wenn die Macht des Schwertes von der Macht des Geieges getrennt ist, dann wird das Schwert bald Herr über das Geiege werden.“ Mit einem Wort: Nicht der König, sondern das Parlament ist „omnipotent“, aber, so bemerkt Miltons Biograph, Professor Alfred Stern, in einem noch weit ausgedehnterem Sinn, als berühmte Staatsrechtslehrer späterer Zeit, und, fügen wir noch bei, bis heute das Wort verstanden oder „interpretiert“ haben. Denn da es in der Hand des Parlamentes liegt, die Geiege zu ändern oder abzuschaffen, je nachdem es ihm zum Besten des Gemeinwesens zu sein dünkt, und da das Volk „so oft es ihm gut dünkt, kraft der Freiheit und des Rechtes, das freigeborene Männer haben, sich so regieren zu lassen, wie es ihnen am besten gefällt“, so hat es auch das Recht, „den König zu wählen, zu behalten oder abzuziehen, selbst wenn er kein Tyrann ist oder, wie Milton an anderer Stelle sagt: „das Königtum abzuschaffen, sobald dies zu herrlich und lästig wird.“ Nicht der König — „das Volk ist das höchste!“

Milton mühte kein so glühender Republikaner gewesen sein, um, wenn auch nicht die Könige, doch jede Tyrannie zu hassen.

„Alle Freiheit des Menschen — schreibt er in seinem Traktat: „Der gerade und leichte Weg zur Herstellung einer freien Republik und deren Vortrefflichkeit im Vergleich zu den Nachteilen und Gefahren der Wiederzulassung des Königtums“ — besteht entweder aus geistlicher oder aus bürgerlicher Freiheit.“ Weibes: „die Freiheit des Gewissens, die allen Menschen vor allen anderen Dingen das Teuerste und Kostbarste sein muß“ und die in den „bürgerlichen Rechten“ bestehende Freiheit, „ist keine Regierung geneigter nicht nur zu begünstigen, sondern auch zu schützen, als eine freie Republik, welche am großherzigsten, am furchtlosesten und am vertrauensvollsten auf ihr rechtliches Verfahren ist“.

Milton ward an seinen Idealen nicht irre trotz aller Anfeindungen und Verfolgungen, die er von seiten des Klerus wie der Royalisten zu erdulden hatte, und trotz schwerster Anfechtungen im Schoo seiner Familie. Er ertrug auch selbst das Los der Blindheit, die ihn schon im rüstigsten Mannesalter des Lichtes beraubte. Er glaubte an den kommenden Menschheitsfrühling im Glanze der Freiheit und sprach es aus, daß er sich im Geiste „von den verarmtesten Massen umringt“ wähne und zu sehen glaube, „daß die Völker der Erde ihre Freiheit wieder gewinnen, welche sie so lange verloren hatten.“

Und so, mit der Feiterkeit eines Weisen, der allzeit ein wahrer Kämpfer gewesen, schlug sein edles Herz am 8. November 1674 seinen letzten Schlag.

Die Bedeutung des Spieles für die Entwicklung des Kindes.

Beobachtet einmal Mädchen beim Ballspiel. Wie flink und geschickt die Hände den Ball drehende Mal ohne Fehlgrieff aufzufangen, wie gewandt und anmutig sich die kleinen Ballspielerinnen dabei drehen und wenden, wenn sie den Ball über den Kopf hinweg oder unter den Armen hindurch werfen und die verschiedensten Zwischenbewegungen ausführen, während er noch in der Luft schwebt. Wer sich einmal die Mühe geben wollte, ballspielenden Mädchen täglich zuzuschauen, der würde deutlich die mit der Übung wachsende Sicherheit des Blickes, die zunehmende Geschicklichkeit der Hand, die Anmut und Gewandtheit der Körperbewegungen verfolgen können. Und so ist es auch bei allen anderen Fange-, Wurf- und Schachspielen. Während sich bei ihnen die Entwicklung mehr auf äußere, körperliche Eigenschaften erstreckt, so entsalten sich bei anderen Spielen wieder mehr Gaben des Geistes, Gemütes und Charakters. Wenn ein Mädchen seine Puppe täglich an- und auszieht, trinkt und säugt, füttert, schlafen legt, spazieren fährt, liebt, schilt und straft, so werden dabei eine ganze Menge echt kindlicher, mütterlicher, weiblicher und menschlicher Gefühle und Instinkte wach und bereichern sein ganzes Wesen. Wie tief die Zärtlichkeit und die Herzenshingabe des Kindes an seine Puppe — die ihm doch das Sinnbild eines Kindes und wirklichen Menschen ist — werden kann, das zeigt uns ein Vorkommnis aus der Jugend Wilhelm v. Kugelgen. Seines Schwesterchens Puppe war an „Diphtheritis“ erkrankt und wurde von ihrem Puppenmütterlein aufs treueste gepflegt. Einmal ließ Wilhelm unachtsam die Türe offen stehen. Da begann die Schwester bitterlich zu weinen und war ganz trostlos, denn sie meinte, in der Zugluft hätte sich die Puppe den Tod geholt.

Ähnliche Beobachtungen machen wir, wenn wir die Spiele der Knaben von diesem Gesichtspunkte aus betrachten. Einmal sah ich einen kleinen Knirps mit aufgetrempelten Hosen, nackten Weinen und krebrotigen Händen in einer leichten, sandigen Stelle des Baches stehen und Gräben, Kanäle, Teiche, Häfen, Wehre und Brücken bauen. Sand, Steine und Lehm, Bretchen, Holzstäbchen und blegsame Nuten waren das Baumaterial. Mit dem stromenden Wasser ein Wehr oder einen falsch angelegten Damm entzwei, dann stand der Kleine starr und überlegend da, bis er zur Erreichung seines Zweckes das rechte Mittel entdeckt und ausprobiert hatte. Ideen ausdenkend, Zwecke sehend, Mittel und Wege suchend und prüfend, Hindernisse überwindend, mit scharfem Auge alles übersehend, mit geschickter Hand gestaltend, stand er im Bache, bis das Werk gelungen war. So ist die Jugend beim Spiele schöpferisch tätig, so wird das Spiel zu einer Quelle der Schaffenslust und Schaffenskraft.

Beim Räuber- und Soldatenspiel durch Hof und Scheune, Feld und Wusch gilt es, Kraft und Gewandtheit, Schlaueit und List, Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Mut zu zeigen; da ertragen die Knaben sogar körperliche Schmerzen, blutende Nasen, Deulen und Schrammen, ohne mit der Wimper zu zucken. Wer es allen zubort und die anderen geistig überragt, der wird zum Führer erwählt. Ohne Murren ordnen sich ihm die anderen unter; mit einem ungehorsamen Rebellen oder einem Feigling wird kurzer Prozeß gemacht, er wird mit Schimpf und Schande als Spielverderber aus der Gemeinschaft ausgestoßen. So entsalten sich schon auf dem Spielplatze soziale Tugenden: Kameradschaft, Verantwortlichkeitsgefühl, Rechtsgefühl und anderes mehr. Vor allem aber freiwillige Unterordnung unter einem Führer oder unter eine Idee, Unterdrückung des eigenen Willens im Interesse gemeinsamen Handelns und zum Wohle des Ganzen. Hier entwickeln sich scheinbar ganz von selbst, aus innerer Notwendigkeit heraus die ersten

Formen menschlichen geselligen Zusammenlebens, die Urformen der Gesellschaft und des Staates.

Von allergrößter Bedeutung sind auch die Spiele unserer Kleinsten. Da hat so ein Hemdenmaß den Schlüsselbund der Mutter in seine Gewalt gebracht, und nun beginnt ein vielfältig hantieren mit diesem Dinge. Es wird von allen Seiten angefaßt und betastet, gedreht und gebendet; dann wird es an die Ohren gehalten, mit der Nase, der Zunge und den Lippen genau untersucht und zu guter Letzt auch in den Mund gesteckt. Endlich scheuert das Bublein mit den Schlüsseln heftig die Stube, daß es laut aufkreischt vor Lust über das kräftige Geräusch und über das Gezappel der blinkenden Dinger. Nun schlägt der Kleine wieder den Schlüsselbund auf die Diele, trifft ungeschickt eines seiner zarten Händchen, verzieht das Gesicht und beginnt ein kräftig Zetergeschrei. — Auf diese Weise gewinnt das Kind seine ersten Vorstellungen und Erfahrungen von den Eigenschaften der Dinge (Licht, Farbe, Größe, Schwere, Härte, Stoff, Zahl, Bewegung, Temperatur usw.). Es lernt Ursachen und Wirkungen miteinander verbinden, lernt aufmerken, merken, überlegen, denken, fühlen, wollen und handeln. Die Psychologen haben uns ausführlich bewiesen, wie die ersten Spiele des Kindes ein fortwährendes Experimentieren mit seinen Muskeln und Sinneswerkzeugen, seinem Denken, Fühlen und Wollen sind. So gewinnt das Kind nach und nach die Herrschaft über seinen Körper, seinen Geist und über die Dinge der Außenwelt. Vom biologischen Standpunkt aus bedeutet also das Spiel eine unbewußte Vor- und Einübung der Triebe, Kräfte und Tätigkeiten, die der Mensch in seinem späteren Leben im Kampfe ums Dasein braucht, oder mehr pädagogisch ausgedrückt: „Die Methode der Selbstausbildung des Menschen, das Naturverfahren seiner Selbsterziehung.“ (Enderlin.)

Wir können alle Kinderspiele der Reihe nach hernehmen — mit Ausnahme derer, bei welchen das Kind durch allzu naturgetreues oder mechanisches Spielgerät zu geistiger Untätigkeit gezwungen wird — und wir werden finden, daß in jedem einzelnen Bildungswerte enthalten sind. Es mögen Turn- und Bewegungsspiele, Bau- und Aufstellspiele, dramatische oder andere sein, immer werden irgendwelche Anlagen, Reigungen, Fähigkeiten und Kräfte entwickelt und gefördert: der spekulative Verstand und die ästhetische Phantasie, die Schärfe des Auges und die Geschicklichkeit der Hand, die körperliche Kraft und Gewandtheit und die Beweglichkeit des Geistes, Gefühl und Wille, Geschmack, Gemüt und Charakter. Dazu kommt noch, daß beim Spiele wie bei keiner einzigen anderen Tätigkeit diese Kräfte sich so vielseitig und so mächtig entsalten und entwickeln, denn es beruht auf den stärksten Quellen des Schaffens: auf Freiheit und Reigung; außerdem fällt die Blütezeit des Spieles in den wichtigsten Entwicklungszeitraum des Menschen, in seinen Lebensfrühling, in dem er für solche Befruchtung und für alle Eindrücke am empfänglichsten ist.

Die ganz verkehrte, aber immer noch allenthalben verbreitete Auffassung des Spieles als einer „Spielelei“ wollen wir nun endlich über den Haufen rennen. Wirkliches Spiel ist keine bloße Ränkelei und kein „Zeitvertreib“, es ist ein Schaffen, bei dem alle Kräfte des Leibes und der Seele lebendig werden; es ist der Ausdruck einer natürlichen, gesunden körperlichen und geistigen Entwicklung, es ist für das Kind ebenso naturnotwendig wie Atmung und Ernährung, Ruhe und Bewegung. Gerade so, wie das junge Tier im Spiele zuerst seine Kräfte, Sinne und Instinkte übt, die es später im Kampfe ums Dasein braucht, ebenso ist das Spiel für das Kind Lebensbedingung, Lebensinhalt, Lebenszweck; es ist wesensverwandt mit der Arbeit und mit der Kunst, es ist der Ausdruck eines und desselben Lebensprinzips, nur gehört das Spiel einer früheren Entwicklungsstufe an. Das Spiel beruht auf einer inneren Kraft des jungen Menschen, die nach Befähigung und Entladung drängt, es beruht auf Trieben, die mit Naturnotwendigkeit Befriedigung verlangen. Im Spiel kann sich die Kindesnatur ungehindert ausleben; wird ihr das nicht gestattet, so sucht der Kraftüberschuß und Bewegungsdrang entweder einen anderen Ausweg in Form von Unruhen und Schleichigkeiten oder diese ursprüngliche kindliche Kraft verkümmert und verwirrt.

Der Gedanke von der Naturnotwendigkeit und der bildenden Kraft des Spieles ist durch Fröbel und seine Schule zwar ins Leben ungeschickt, zur Tat geworden, aber er ist sozusagen im Kindergarten stecken geblieben, ohne die Erziehung in Schule und Haus stark genug zu befruchten. Die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Spieles ist ja nun auch von anderen Männern und von anderen Seiten her erforscht und beleuchtet und wissenschaftlich begründet worden; wir brauchen nur noch die praktischen Folgerungen zu ziehen. An Fröbels Ideen, die bisher fast nur dem Kindergarten zugute gekommen sind, müssen wir wieder anknüpfen, sie ausbauen und weiterbilden, damit sie auch für die Erziehung in Schule und Haus fruchtbar werden. Der elementare Unterricht ist auf den Fröbelschen Gedanken zu gründen, daß das Kind nicht in erster Linie ein anschauendes und lernendes, sondern ein darstellendes und schaffendes Wesen ist. Auf diesem Gedanken soll sich die Schule der Zukunft — die „Arbeitschule“ — aufbauen, in der das vorwiegend aufnehmende ersetzt werden soll durch das „schaffende Lernen“. Aber auch das Elternhaus bedarf heutzutage der dringendsten Ermahnung, das Kind länger Kind sein zu lassen und seine Entwicklung nicht noch künstlich zu beschleunigen. (Aus der Dürer-Bundeskorrespondenz.)
Wag Brethfeld.